



Sendung vom 8.7.2013, 21.00 Uhr

Hans Well
Musiker
im Gespräch mit Isabella Schmid

- Schmid:** Herzlich willkommen zum alpha-Forum. Unser Gast ist heute Hans Well, Ihnen sicherlich bekannt als Mitglied der legendären "Biermösl Blosn", die gezeigt haben, dass man mit Volksmusik und Dialekt kritisches, bissiges Musikkabarett machen kann. Und er ist auch bekannt als Mitglied der Well-Familie mit ihren 15 Kindern: Die haben ganz schön was zu reden miteinander. Schön, dass Sie da sind. 35 Jahre lang gab es die "Biermösl Blosn", und wenn Sie so an die Anfänge zurückdenken: Haben Sie sich vorstellen können, dass Sie mal im Bayerischen Landtag spielen werden?
- Well:** Kaum. Das war auch nicht meine Wunschvorstellung, weil wir eben etwas anderes gemacht haben, weil wir auf einer ganz anderen politischen Ebene aufgetreten sind. Der Landtag ist ja doch mehr oder weniger eine geschlossene Veranstaltung.
- Schmid:** Aber im Jahr 2011 war es dann doch so: Da waren Sie im Landtag und haben dort gespielt.
- Well:** Ja, das stimmt.
- Schmid:** In der bayerischen Politik hat sich ja einiges verändert: Gilt das auch im Hinblick auf die Feindbilder, die man gehabt hat?
- Well:** Ja, da hat sich doch einiges verändert. Alleine, wenn man das Thema "Atomkraft" nimmt, stellt man das fest: Wir haben ja fast schon jahrzehntelang gegen die Atomkraft angespielt. Wir sind deswegen damals z. B. auch in Wackersdorf aufgetreten und haben bei einem Festival dort die "Toten Hosen" kennengelernt. Auch bei der Räumung des Hüttendorfs im Taxöldener Forst war ich dort. Ich bin sogar extra noch einmal hochgefahren, nachdem wir dort einen Auftritt mit Gerhard Polt gehabt hatten. Nach dem Auftritt habe ich dann auf meinem Nachhauseweg auf der Autobahn gesehen, wie uns eine wirklich kilometerlange Kolonne von Polizeifahrzeugen entgegenkam. Mir war klar, dass das "Räumung des Hüttendorfs" bedeutet. Am Abend hatten wir dann einen Auftritt, aber danach bin ich wieder losgefahren in Richtung Wackersdorf und um vier Uhr, fünf Uhr morgens war ich wieder im Taxöldener Forst und habe dort Musik gemacht. Das war ein sehr eindrucksvolles Erlebnis für mich.

Schmid: Sie schreiben, dass die Veränderungen in der politischen Szene mit ein Grund gewesen sind, der zur Auflösung der "Biermösl Blosn" geführt hat. Sie haben nämlich gesagt: "Wir müssen jetzt mal was anderes machen!"

Well: Ich glaube, ich hatte die Frage davor noch gar nicht richtig beantwortet. Es war so, dass es bei der Atomkraft auf einmal einen Konsens gegeben hat, sogar die CSU hat eingesehen, dass die Atomkraft eben doch nicht das Wahre ist, dass sie doch nicht so ungefährlich ist, wie man sie immer dargestellt hat. Das war aber nur eine Geschichte. Insgesamt hat sich z. B. auch das Feinbild "Bayerisches Fernsehen" verändert: Es ist eine ganze Sendung in der Reihe "Alpenrock" über unsere Gruppe gemacht und gesendet worden, die eineinhalb Stunden gedauert hat; mit uns und Gerhard Polt ist die Sendung "Die Heimatpfleger" gemacht worden usw. Diese Symbiose zwischen Bayerischem Fernsehen und bayerischer Staatspolitik war nicht mehr so, wie ich das gekannt habe. Ich hatte ja über all die Jahre immer das Gefühl gehabt, dass das Bayerische Fernsehen ein regelrechtes Staatsfernsehen, ein Staatssender ist.

Schmid: Auch beim Bayerischen Rundfunk hat sich also etwas getan.

Well: Ja, da hat sich etwas verändert. Das sind jedenfalls zwei Beispiele von mehreren.

Schmid: Sie sagten, dass sich deswegen auch die Themen hätten verändern sollen.

Well: Die Themenstellungen haben sich verändert. Aber es ist einfach auch so gewesen, dass es insgesamt als Gruppe nicht mehr so leicht gewesen ist. Jeder von uns hatte mit der Zeit eine Familie, und so ist es einfach immer schwieriger geworden, auf das einzugehen, was uns früher ausgezeichnet hat: nämlich möglichst schnell umzusetzen, was an gesellschaftlichen Themen vorhanden ist. Wir haben uns ja nicht nur und ausschließlich mit Politik auseinandergesetzt, sondern wir haben auch viel von dem aufgenommen, was in der Gesellschaft so vor sich gegangen ist. Das war einfach unsere Stärke. Genau das ist aber immer schwieriger geworden.

Schmid: Sie haben z. B. auch gesagt, dass Sie gerne mal mit einem richtigen Regisseur Ihr Programm machen würden, z. B. mit Franz Wittenbrink. Letzten Endes war es dann aber so, dass nach der Trennung Ihre Geschwister mit dem Franz Wittenbrink einen Abend in den Münchner Kammerspielen gemacht haben. War das dann sehr bitter für Sie?

Well: Ja, ich hätte es mir ein bisschen schöner vorgestellt, wenn wir das zu dritt mit dem Wittenbrink gemacht hätten. Denn das war ja schon über Jahre hinweg mein Vorschlag gewesen: dass wir uns wieder einmal gemeinsam die Zeit nehmen, um das zu machen, was wir früher mit dem Gerhard Polt und davor mit dem Dieter Hildebrandt, dem Otto Grünmandl und der Gisela Schneeberger gemacht haben, um also an den Kammerspielen oder im Residenztheater ein komplettes und neues Programm zu erarbeiten. Das war damals meistens mit dem Regisseur Christian Müller, später habe ich dann zusammen mit dem Gerhard Polt ein Programm geschrieben, bei dem Jörg Hube Regie geführt hat. Beim letzten Programm dieser Art hatte Urs Widmer Regie geführt. Ich hatte ihn herausgesucht und auch angerufen. Der war Konsens unter uns,

denn es war schwierig, jemanden zu finden, mit dem alle einverstanden sind. Es wäre schon mein Ziel und mein Traum gewesen, mit dem Wittenbrink so etwas zu machen, mit ihm und der "Biermösl Blossn" ein Programm zu erarbeiten. Wir hatten ja immer wieder so gearbeitet, dass durch die Programme, die wir mit Gerhard Polt zusammen gemacht haben, oder durch die Programme, die wir an den Kammerspielen gemacht haben, ein Schub an neuen Liedern, an neuen Inhalten dazugekommen ist. Oder es war halt einfach so, dass ich einen neuen Text hatte oder zwei oder drei, die dann so allmählich ins Programm "eingewandert" sind. Aber mal wieder ein vollkommen neues Programm zu machen, das hätte mich in dieser Konstellation natürlich schon besonders gejuckt.

Schmid: Dieses Programm an den Münchner Kammerspielen unter der Regie von Franz Wittenbrink wurde ja von den "Wellküren" zusammen mit Ihren beiden Brüdern Christoph und Michael und einem weiteren Bruder gemacht. Sinnigerweise heißt dieses Programm auch noch "Fein sein, beinander bleibn". Haben Sie das ein bisschen als Hohn empfunden?

Well: Das ist schwarzer Humor. Denn genau zu diesem Zeitpunkt sind wir auseinandergegangen. Aber das hat nur mich betroffen, was die anderen Geschwister betrifft, war dieser Titel schon richtig so. Denn wir haben ja schon früher als Kinder zusammen Musik gemacht: Als Kinder haben wir die von uns Kindern sogenannten Bethlehem-Rallyes gemacht. Das waren Adventsspiele, die der Vater geschrieben hat und die dann die ganze Familie aufgeführt hat. Dazu gehört hat immer auch noch ein bunter Teil am Schluss, bei dem wir irgendwelche Gedichte vorgetragen haben, die ebenfalls der Vater geschrieben hatte. Das waren wirklich sehr gute Gedichte, vom Handwerklichen und vom Witz her betrachtet. Ich habe das alles ja auch in meinem Buch sehr ausführlich beschrieben: Das steht gleich am Anfang, denn das war ja auch quasi unser Einstieg ins Bühnenleben. Wir haben dadurch die Angst verloren, vor Publikum zu stehen und zu agieren. Im Gegenteil, wir haben uns dabei mehr und mehr wohl gefühlt. Meine kleinen Geschwister wie die Monika, der Stoffel oder der Karli sind dann ja schon mehr oder weniger auf der Bühne aufgewachsen: Die sind bereits als zwei-, dreijährige Kinder mit dabei gewesen – damit sie "aufgeräumt" waren. Sie saßen schlicht deshalb mit auf der Bühne, weil es ja niemanden gegeben hat, der sonst auf sie aufgepasst hätte.

Schmid: Wenn früher von dieser musikalischen Well-Familie die Rede war, dann klang das ja immer sehr idyllisch. Sie waren 15 Kinder: Können die Eltern so vielen Kindern überhaupt gerecht werden?

Well: Nein, denn selbst der, der nur bis zwei zählen kann, wird sich denken können, dass das nicht gehen kann. Denn 15 Kinder bedeuten ja, dass man sich auch 15 Mal einlassen muss auf jemanden, dass man als Eltern 15 Mal einem Kind all das geben muss, was es als Individuum so braucht. Das ist bei 15 Kindern einfach nicht möglich gewesen. Aber es war dann z. T. so, dass wir uns untereinander selbst erzogen haben. Die älteren Geschwister, und hier vor allem die Schwestern, waren für die kleineren Kinder Vater- bzw. Mutterfiguren. Dass wir eine 17-köpfige Familie sind, also eine Familie mit 15 Kindern, hat sich jedoch hauptsächlich beim Essen gezeigt. Unser Vater war Lehrer und meine

Mutter hatte damals ein Haushaltsgeld von 380 Mark pro Monat – und davon musste auch noch die Miete bezahlt werden. Von diesem Geld hat sie 15 Kinder ernähren müssen! Das erste Lied, das ich geschrieben habe, handelte daher auch prompt von unsrer Ernährung, denn es lautete: "In der Früh hat's Griesbrei gebn, auf d'Nacht hat's Griesbrei gebn, jeden Tag hat's Griesbrei geb'n, mei des war a Lebn." Das hat auch tatsächlich so gestimmt.

- Schmid:** Seitdem können Sie keinen Griesbrei mehr sehen, oder?
- Well:** Ich glaube, keiner von uns hat jemals wieder Griesbrei gegessen. Der hatte nämlich auch oft noch solche Batzen innen drin, weil er halt in einer großen Menge verrührt worden war: Da ist es quasi normal, dass sich da Klumpen bilden. Das war wirklich furchtbar für uns Kinder, ich bekomme heute tatsächlich noch einen Brechreiz, wenn ich daran denke.
- Schmid:** War das auch ein Grund dafür, dass Sie, wenn Sie mit Ihren Brüdern und mit Gerhard Polt auf Tour waren, oft und gut zum Essen gegangen sind? Denn der Gerhard Polt hatte ja auch immer einen Guide Michelin mit dabei, um zu wissen, wo man gut zum Essen gehen kann.
- Well:** Das war der Michael, der immer einen Guide Michelin mit dabei hatte: Michael und Michelin war eigentlich eines, waren identisch. Wenn wir unterwegs waren, hat der Michael immer die guten Lokale herausgesucht und wir haben dann abgesprochen, wohin wir zum Essen gehen wollen. Ja, das war für uns schon so etwas wie eine späte Wiedergutmachung: Das haben wir uns einfach geleistet.
- Schmid:** All das kann man nachlesen in Ihrem Buch mit dem Titel "35 Jahre Biermösl Blosn". Darin finden sich viele lustige Geschichten von Ihren Auftritten, aber das ist auch ein Stück Zeitgeschichte, wie ich finde, denn es erinnert ein bisschen an Oskar Maria Graf, der ja auch sehr kritisch und realistisch über das Leben auf dem Land geschrieben hat. Oft hatte man ja das Gefühl, die Großfamilie Well, die Musikerfamilie Well tritt nach außen hin immer sehr geschlossen auf. Aber wie sah das innerhalb der Familie aus?
- Well:** Der Eindruck der Geschlossenheit nach außen hin war schon richtig: Das war eine geschlossene Einheit. Wenn jemand angegriffen wurde oder das Gefühl hatte, angegriffen zu werden, dann hat sich die ganze Familie angegriffen gefühlt und es wurden sofort die Igelstacheln ausgefahren: Da hat man sich dann geschlossen gegen diesen Angreifer bzw. vermeintlichen Angreifer gestellt. Denn oft waren das ja gar keine echten Angriffe, sondern schlicht Feststellungen, die einfach gestimmt haben. Innerhalb der Familie hat es natürlich schon viele Reibereien und Auseinandersetzungen gegeben, auch unter den Geschwistern. Denn manche älteren Geschwister waren in meiner Kindheit z. B. der Meinung, sie wären als ältere Geschwister im Grunde genommen auch Erziehende. Und Erziehung hat in den 50er und 60er Jahren bedeutet, dass man auch zugeschlagen hat. Das war schon manchmal richtig hart und brutal. Ansonsten habe ich innerhalb der Familie wohl schon eine ganz bestimmte Rolle gespielt. Meine Schwestern haben vor einiger Zeit gesagt, dass es ab mir einen Bruch in der Familie gegeben hat. Das hängt wohl damit zusammen, dass ab mir die Nazi-Vergangenheit auch unserer Eltern thematisiert worden ist. Meine Mutter war beim BDM

gewesen, mein Vater war HJ-Leiter von Aichach oder vom Landkreis Aichach, das weiß ich jetzt nicht mehr genau: Auf diese Weise haben sich die beiden jedenfalls kennengelernt. Es war einfach so, dass in den Köpfen und in der Erziehung das "Dritte Reich" bis ungefähr zum Ende der 60er Jahre weiterhin existiert hat. Für meinen Vater war halt Sparta das oberste Prinzip und nicht Athen: für ihn als Vater und Lehrer! Später hat er sich dann sehr stark geändert. Aber in dieser Zeit damals hatte ich mit ihm sehr viele und harte Auseinandersetzungen, weil ich angefangen habe, das infrage zu stellen, weil ich angefangen habe nachzufragen. Das waren aber auch für mich oft sehr bittere Momente, weil ich ja meinen Vater sehr gerne gemocht habe. Wir haben uns da wirklich gefetzt, haben wirklich sehr, sehr harte Gespräche und Auseinandersetzungen geführt, die auch ihm sehr weh getan haben. Obwohl mich diese Auseinandersetzungen sehr mitgenommen haben, war das alles unglaublich wichtig für mich, denn das war meine Politisierung. Deswegen habe ich das auch in meinem Buch dargestellt, denn ohne das hätte ich wahrscheinlich nie angefangen, Kleinkunst zu machen. Das hing auch damit zusammen, dass damals im ZDF diese 36-stündige Dokumentation von Eberhard Fechner über die Majdanek-Prozesse gelaufen sind. Diese Dokumentation war für mich erschütternd. Noch erschütternder für mich war aber die Dokumentation von Eberhard Fechner über die "Comedian Harmonists". Das hat mir das "Dritte Reich" auf einer ganz anderen Ebene erklärt, hat mir die Brutalität des "Dritten Reichs" auf einer ganz anderen Ebene nahe gebracht. Die "Comedian Harmonists" haben eine für mich ganz wunderbare Musik gemacht, deswegen war das für mich auch eine wirklich sinnliche Erfahrung, als ich gemerkt habe, wie brutal dieses "Dritte Reich" mit den Menschen umgegangen ist: dass man Menschen nur deswegen, weil sie Juden waren, also eine Religionszugehörigkeit besaßen, außer Landes vertrieben oder in den KZs ermordet hat. Das hat mich innerlich empört. Ich habe überhaupt nicht verstehen können, dass mein Vater als humanistisch gebildeter und geprägter Mensch so etwas mitgemacht hat. Mein Vater war eigentlich der Kirche zugehört gewesen, d. h. er hatte einst Pfarrer werden sollen. Er ist daher in Scheyern im Internat aufgewachsen, hatte Griechisch und Latein in der Schule usw. Dass so ein Mensch dann so eine Barbarei mitmacht, habe ich als Jugendlicher überhaupt nicht verstehen können.

Schmid: Ihr Vater ist im "Dritten Reich" sogar aus der Kirche ausgetreten. Nach dem Krieg ist er dann schnell wieder eingetreten, weil er sonst nicht als Dorfschullehrer hätte arbeiten können.

Well: Ja, er ist dann nach dem Krieg wieder eingetreten, weil er sonst keine Anstellung als Lehrer bekommen hätte. Wer die damaligen bayerischen Verhältnisse ein bisschen kennt, weiß, dass es damals Konfessionsschulen gab in Bayern. Wer da als Lehrer nicht in der Kirche war, hatte überhaupt keine Chance, eingestellt zu werden vom Staat. Meine Eltern hatten damals ja schon eine ganze Reihe von Kindern: Die hätte er ohne Anstellung als Lehrer unmöglich ernähren können.

Schmid: Sie haben auch geschrieben, dass Ihr Vater noch vor der Eheschließung die Fruchtbarkeit Ihrer Mutter beim Arzt hatte testen lassen. Es sind dann ja auch sehr, sehr viele Kinder entstanden und er verlieh dann Ihrer

Mutter wohl auch noch so etwas wie eine Art "Mutterkreuz". Ist es denn auch mal thematisiert worden in der Familie, ob immer noch weitere kleine Geschwister hinzukommen müssen?

Well: Das ist nie thematisiert worden, aber meine älteren Geschwister haben das alle gewusst und ich habe das auch irgendwie so am Rande mitbekommen. In den 50er-Jahren war ich ja noch recht klein, denn ich bin ja Jahrgang 1953. Mein Vater hat damals tatsächlich meiner Mutter ein originales NS-Mutterkreuz "verliehen" – "verliehen" deswegen in Anführungszeichen, weil die Nazizeit ja eigentlich schon vorbei war. Aber das zeigt einfach, welcher Geist damals geherrscht hat. Das war aber nicht nur in meiner Familie so, sondern das war rundherum so. Willy Purucker, der diese wunderbare Serie "Die Löwengrube" gemacht hat – für mich der beste Geschichtsunterricht überhaupt –, hat mir einmal gesagt, dass seiner Meinung nach erst ab 1968 die Nazizeit vorbei gewesen ist. Ich glaube, damit hat er sehr recht.

Schmid: Sie haben auch geschrieben, dass eigentlich auch mal ein Buch über Ihre Mutter hätte erscheinen sollen, die ja doch sehr, sehr lange aktiv gewesen ist als Musikerin und mit auf der Bühne stand. Die Geschwister wollten das aber nicht, weil sie Angst hatten, dass dadurch die Nazivergangenheit der Eltern erneut ans Tageslicht gebracht wird.

Well: Ja, das war leider Gottes so. Dieses Buch hätte die Melissa Müller geschrieben, die auch das Buch über Traudl Junge mit dem Titel "Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben", geschrieben hat. Ich habe nicht verstanden, dass besonders die jüngeren Geschwister da Angst hatten, dass unsere Familie und vor allem unser verstorbener Vater dadurch diskreditiert werden könnten. Denn ich selbst kann dazu nur sagen, dass ich mich da in keiner Weise darüberstellen möchte: Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich in dieser Zeit gelebt hätte. Denn ich glaube, hier spielt der Zeitgeist schon eine sehr, sehr große Rolle. Es haben sich damals viele Menschen diesem Zeitgeist nicht entziehen können – meine Eltern eben auch nicht. Aber es ist überhaupt nicht so, dass man deswegen ein Stigma hätte. Das war einfach so und es gab auch um die fünf Millionen NSDAP-Mitglieder: Meine Mutter war nicht dabei, mein Vater schon. Aber deswegen hätte man sich überhaupt nicht schämen müssen, weil unser Vater dann ja einen unglaublichen Wandel vollzogen hat. Er ist eigentlich zum Laissez-faire-Pädagogen geworden und schrieb pazifistische Gedichte. Er hat im fortgeschrittenen Alter all das zurückgenommen und hat durchschaut, was er da gedacht hat. Er hat sich wirklich sehr glaubwürdig von dem Ganzen distanziert. Das ist eine große Leistung von ihm gewesen, wie ich finde – und auch von meiner Mutter. Denn beide haben sich noch im reifen Alter – mein Vater war damals schon fast 60 Jahre alt – von einem ehemals für sie wichtigen Teil des eigenen Lebens getrennt: Sie haben das wirklich infrage gestellt und sich dann geändert. Viele andere Menschen, die ich sonst so kenne bzw. gekannt habe, haben das nicht gemacht.

Schmid: Sie haben einmal geschrieben, dass Sie selbst am Anfang eigentlich auch ein Reaktionär gewesen seien. Wie haben Sie sich denn in Ihrer Einstellung verändert?

Well: Mit 15, 16 Jahren habe ich halt das nachgeplappert, was ich daheim und in meiner Umgebung wie z. B. im Sportverein gehört habe. Es gab doch dann auch irgendwann diese terroristischen Überfälle und Flugzeugentführungen. Oder denken Sie an die Olympiade in München, als von Terroristen Geißeln genommen wurden. Mit diesen Geißeln haben die Terroristen versucht, inhaftierte RAF-Mitglieder freizupressen. Ich hatte das Glück, dass ich auf ein sehr gutes Gymnasium in München gegangen bin, nämlich auf das Ludwigsgymnasium. Wir hatten dort in der zehnten, elfen Klasse wirklich sehr gute Lehrer, die von der Zeit um 1968 herum geprägt waren. Da ist dann auch mal diskutiert worden darüber, was der Staat denn machen soll, wenn er mittels Geißeln erpresst werden soll. Ich habe da in der Klasse halt das gesagt, was ich vom Dorf her gekannt habe: "Für jede von den Terroristen ermordete Geißel muss einer von den Terroristen, die im Gefängnis sitzen und die freigespresst werden sollen, an die Wand gestellt und erschossen werden!" Das war ganz normal, denn so hat man damals halt geredet auf dem Land, so war das. Das war die Vorstellung einer reinen Rachejustiz nach dem Motto "Auge um Auge". Ich hatte das große Glück, dass meine Klasse damals eben nicht gesagt hat: "Hey du, was bist du denn für ein Faschist, für ein Reaktionär!" Diese Worte sind damals ja sehr schnell und leicht gefallen. Meine Mitschüler und mein Lehrer haben stattdessen gesagt: "Ja, aber dann macht sich doch der Staat genauso zum Verbrecher, wie es die Terroristen sind. Da hätte doch der Staat dann überhaupt kein Recht mehr, Justiz zu üben. Denn das wäre doch eine reine Rachejustiz. So etwas darf es aber nicht geben." Das hat mich auch sofort überzeugt. Damals gab es halt ab meiner Person einen Bruch in der Familie.

Schmid: Sie sind ja das neunte von 15 Kindern.

Well: Ja, ich bin der Neunte.

Schmid: Es war dann auch so üblich, dass die Geschwister, wenn ein neues Baby kam, zuerst einmal zu den Großeltern verfrachtet worden sind – nicht alle, aber Sie z. B. schon. Wie haben Sie das erlebt?

Well: Ich habe das so erlebt, dass ich zu Opa und Oma gekommen bin und das war vielleicht auch mein Glück bzw. das Glück von vielen meiner älteren Geschwister. Die Jüngeren kamen dann nicht mehr zu Opa und Oma, weil da dann die älteren Geschwister ja schon aus dem Haus waren. Ich bin also nach Schiltberg gekommen, das ist ein kleines Dorf in der Nähe von Altomünster, und mein Opa war Bader, d. h. er hat Haare geschnitten und Zähne gerissen. Wenn er den falschen Zahn gerissen hat, weil er schon nicht mehr so ganz nüchtern gewesen ist, als man ihn aus dem Wirtshaus geholt hatte, um einen Zahn zu entfernen, dann er diesen nie berechnet. Er war da wirklich fair. Aber Oma und Opa waren schon tolle Leute und vor allem meine Oma, die aus Südtirol stammte, war ein sehr herzlicher und warmherziger Mensch. Gott sei Dank. Denn dadurch hat man eben auch mal ein positives Frauenbild mitbekommen. Und es war überhaupt gut dort, denn zu Hause war das alles halt sehr schwierig, weil sich meine Mutter aufteilen hat müssen – später dann eben auf 15 Kinder.

Schmid: Sie haben das auch so schön beschrieben in Ihrem Buch: Sie kamen zurück von Oma und Opa, und da standen ein streng aussehender Mann und eine verhärmt aussehende Frau mit einem Baby auf dem Arm und die haben behauptet, Ihre Eltern zu sein.

Well: Ja, so war das. Ich bin mit vier, fünf Jahren zurückgekommen. Und später, als meine Großeltern in unsere Nähe gezogen sind, also in die Nähe von Günzlhofen, bin ich noch einmal zurück zu ihnen gezogen. Das war eigentlich immer eine gute Zeit, vor allem auch deswegen, weil es so gute Sachen zu essen gab. Da gab es auch keine 14 Konkurrenten, sondern der Opa hat immer üppig von Augsburg mit nach Hause gebracht: Aufschnitt z. B. und viele andere Köstlichkeiten. Man hat sich dort einfach umsorgt gefühlt, das war ein Heim, das war Heimat.

Schmid: Sie schreiben, dass die Eltern, dass vor allem die Mutter sehr wohl auch Lieblinge hatte. Diese Lieblinge wurden mit Essen belohnt: Diejenigen, die gerade besonders wichtig waren für die Familie, wurden mit Essen belohnt. War es dann wirklich so, dass die Kinder um den Tisch gesessen sind und drei von ihnen haben ein Stück Fleisch bekommen – und die anderen nicht?

Well: Ja, das war so. Die Essenszuteilungen empfindet man natürlich in so einer Familiensituation als ganz, ganz grundlegenden Liebesbeweis. Es war einfach so, dass ältere Geschwister, die wichtig waren, tatsächlich etwas Besonderes zu essen bekommen haben. Und der Stofflerl bekam das deswegen auch, weil er von klein auf einen Herzfehler hatte. Wenn es Herz, Niere oder Lunge gegeben hat, dann hat meine Mutter immer versucht, dass der Berti, der Stofflerl und vielleicht auch noch der Hermi etwas davon bekommen. Es gab einfach ein paar Geschwister, die da privilegiert worden sind. Später war ihnen das interessanterweise peinlich: Später haben sie versucht, das dann wieder umzuverteilen, weiterzugeben an die anderen Geschwister. Sie haben das Unrecht dabei also sehr wohl gefühlt. Aber für meine Mutter war das halt auch schwer: Sie hätte niemals für alle 15 Kinder Fleisch gehabt. Das war einfach nicht drin. Bei dem mageren Haushaltsgeld, das ihr zur Verfügung stand, ist das unmöglich gewesen.

Schmid: Wenn einer krank ist, dann verstehen die anderen Geschwister das ja, aber ansonsten empfindet man das doch als Ungerechtigkeit. Gab es da nie einen Aufstand von den anderen Geschwistern?

Well: Aufstand gab es keinen, aber man hat sich schon zurückgesetzt gefühlt.

Schmid: Bei Familientreffen war das ja wohl auch immer wieder ein Thema, dass sich viele gegenüber einigen benachteiligt gefühlt haben.

Well: Ich glaube, das lässt sich nicht vermeiden, das ist immer so, wenn eine Familie derart groß ist. Ich habe 1996-mal vorgeschlagen, dass wir mit den Schwestern zusammen ein Programm machen: im Werkraumtheater in den Kammerspielen. Das wollten aber damals meine beiden Brüder nicht. Ich hatte jedenfalls schon mal angefangen zu schreiben in diese Richtung: Das war so etwas wie eine Hitliste, eine Hitparade, wem von uns es am schlechtesten gegangen ist. Das Gute ist ja bei uns eigentlich immer gewesen, dass wir mit Ironie auf das schauen konnten und können, was die Familie betrifft, aber auch, was die

politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft. Ich glaube, das war immer unsere Stärke, dass unsere Sachen nie verbissen oder todernst übergekommen sind. Stattdessen haben wir das alles durchaus mit Witz und Humor sagen können. Ich hoffe, dass auch mein Buch so ist.

Schmid: Waren diese Umstände Ihrer Kindheit auch ein Grund dafür, warum Sie dann später als Erwachsener so ein ausgeprägtes Gespür für Ungerechtigkeiten in der Politik oder in der Gesellschaft hatten, für Ungerechtigkeiten, die Sie dann in Ihrem Musikkabarett angeprangert haben?

Well: Ja, das denke ich schon. Man hat ein feines Gespür für soziale Ungerechtigkeiten entwickelt – sei es in der Familie oder auch außerhalb der Familie. Wenn Menschen benachteiligt worden sind, dann hat man das sofort gespürt: Für diese Menschen hatte man große Empathie – jedenfalls die meisten von uns. Ich glaube schon, dass das mit eine Voraussetzung dafür gewesen ist, dass man angefangen hat, auch politische Texte zu machen. Ich muss aber sagen, dass unsere Programme nie rein politisch waren: Wir waren keine politischen Kabarettisten, sondern die Politik war ein Teil unter vielen anderen in unseren Programmen. Direkt politische Nummern haben in unseren Programmen vielleicht 20 bis 30 Prozent ausgemacht. Man hat sich halt gegen Verhältnisse aufgelehnt, die allerorten sichtbar waren: Es gab eine Partei, die sich einfach des Staates bemächtigt hat. Nachdem wir hautnah erfahren haben, was das bedeutet, war das etwas, was uns keine Ruhe mehr gegeben hat. Passiert war das anlässlich eines Auftritts mit dem Lied "Gott mit dir, du Land der BayWa" im Bayerischen Fernsehen. Das heißt, wir haben da dem Bayerischen Fernsehen viel zu "verdanken". In erster Linie war ich es gewesen, der das mitbekommen hat, weil ich damals der Letzte gewesen bin, der beim BR gewesen ist und diese Diskussion mit dem Redaktionsleiter geführt hat, ob dieses Lied nun rausgeschnitten wird oder nicht. Ich bin aber hart geblieben und wollte das nicht rausgeschnitten haben. Mich hat es einfach empört, dass so etwas so abgebügelt und verhindert wird. Dummerweise hatte dieser Redakteur vorher auch noch gesagt, wie gut ihm dieses Lied gefallen würde. Und dass das aus dem Programm verschwinden muss und nicht gesendet werden soll, hat mir partout nicht eingeleuchtet.

Schmid: Das hat er wahrscheinlich nicht nur selbst so entschieden. Gedacht war das ja vor der Neujahrsansprache von Franz Josef Strauß: Da gab es natürlich noch etliche andere, die da mitgeredet haben. Aber das ist nun lange her und als Wiedergutmachung spielt das Bayerische Fernsehen dieses Lied heute sehr wohl.

Well: Man hat damals wirklich zu spüren bekommen, wenn man sich gegen so etwas zur Wehr setzte. Wir sind 15 Jahre lang in unserem Heimatsender, nämlich im Bayerischen Fernsehen, nicht mehr vorgekommen. Das hat einen doch irgendwie geprägt, denn man hat es einfach als ungerecht empfunden, dass man beim SFB oder beim WDR immer wieder gesendet wird und immer wieder vorkommt, aber dort, von wo man stammt, kommt man im Fernsehen überhaupt nicht mehr vor. Das hatte selbstverständlich mit den politischen Verhältnissen zu tun, mit Mehrheiten, mit einer Partei, die sich in alle gesellschaftlichen Bereiche

ausgebreitet hatte. Damals war jeder Sportverein, jeder Krieger- und Veteranenverein usw. von dieser Partei durchdrungen – und z. T. ist das ja heute noch so.

Schmid: Aber beim BR hat sich da doch einiges verändert.

Well: Ja, beim BR hat sich das mit dem Intendanten Thomas Gruber verändert – jedenfalls für mich, für uns. Von da an ist das für uns anders geworden.

Schmid: Kommen wir noch einmal zu Ihren Anfängen zurück. Sie haben damals im MUH gespielt, also im "Musikalischen Unterholz", einer Musikbühne im Hackerhaus in der Münchner Innenstadt. Ich kann mich noch gut an dieses Etablissement erinnern, denn da bin ich als Schülerin schon gerne hingegangen. Damals haben die Musiker 20 Mark und eine Halbe Bier bekommen, oder? Welche Erfahrungen haben Sie da gemacht? Mit welchen Leuten waren Sie da unterwegs?

Well: Das war für mich eine ganz wichtige Erfahrung, weil ich dort zum ersten Mal den Fredl Fesl gesehen habe, die "Mehlprimeln", den Udo Lenze, den Georg Ringsgwandl, halt alles, was dort so aufgetreten ist. Das war für mich eine vollkommen neue Erfahrung: So etwas habe ich einfach nicht gekannt. Ich kannte das nicht, dass jemand wie der Fredl Fesl bayerische Volkslieder singt und dass das unterhaltsam, dass das witzig ist und dass sich die Leute schier kugeln wegen solcher Nummern. Wir kannten das überhaupt nicht, denn für uns war damals die Volksmusik, waren die Volkslieder eine ernste Sache: Das war Musik wie in einem Bauernhofmuseum und die Realität ist darin absolut nicht vorgekommen. Schon in den 60er und in den frühen 70er Jahren fing das ja an und wurde mit der Zeit immer stärker, dieses: Wachsen oder Weichen! Immer mehr Bauern haben aufgegeben, weil sich ihre Höfe nicht mehr rentiert haben. Das Bauernsterben war damals überall mit Händen greifbar. Die Höfe mussten entweder viel, viel größer werden oder sie rentierten sich nicht mehr. Ich wohnte ja auf dem Dorf mit meinen Geschwistern und mein Vater war Dorfschullehrer, und zwar ganz bewusst Dorfschullehrer. Die Gesellschaft auf dem Dorf hat sich damals komplett gewandelt. Schon damals hat es sich abgezeichnet, dass es bald nur mehr einen oder zwei Bauern im Dorf geben wird. Und das Lied "Gott mit dir, du Land der BayWa" war eben eine Replik auf diese Entwicklung.

Schmid: Sie haben sich ja auch zusammen mit dem Dieter Wieland sehr stark gegen diese Landschaftszerstörung engagiert und für den Umweltschutz eingesetzt. Das war diese Zeit, in der man gesagt hat: "Alles platt machen und dann den Rasen kurz scheren!"

Well: Die Dörfer haben sich ja auch von innen heraus verändert. Das heißt, das war die Zeit, in der dann diese Thujenhecken aufgekommen sind. Und der Baum war der Erzfeind! Der größte Umweltverschmutzer war damals nach Ansicht der Leute der Baum – weil er so viel Laub auf den Boden schmeißt. Alles, was unregelmäßig war, war nicht gut. Der Dieter Wieland hat das mal so schön als "Triumph des rechten Winkels" bezeichnet: Alles, was unregelmäßig war, störte! Und gleichzeitig setzte die Flurbereinigung ein, die bedeutet hat, dass es in den Dörfern immer mehr Außenentwicklung gegeben hat, d. h. es sind immer mehr Siedlungen entstanden, die nicht mehr ans Dorf gekoppelt waren, immer öfter wurden Supermärkte außerhalb des Dorfes angesiedelt, was dazu

geführt hat, dass sich die Läden in den Dörfern nicht mehr halten konnten und die Dörfer in ihrem Zentrum ausgestorben sind. Das heißt, die Dörfer sind quasi von innen heraus vertrocknet. Ich habe das noch nie als gut und schön empfunden, weil das feindlich ist gegenüber alten Leuten, die man heute Senioren nennt, und auch gegenüber Kindern. Und es ist nun einmal so, dass die Dörfer das Gesicht Bayerns prägen. Aber die Dörfer sind aufgrund dieser Entwicklung eben gesichtslos geworden. Für mich war das immer schon ein Thema, denn ich konnte das ja von der Flurbereinigung an beobachten: Da sind die Felder begradigt worden, da sind die ganzen Gehölze weggemacht worden usw. Und man hat das alles eben auch an den Großprojekten der Bayerischen Staatsregierung gesehen: Das war die sogenannte Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf, das war der Rhein-Main-Donau-Kanal ... Dazu gehört auch die Begradigung der Donau, die ja lange Zeit im Programm der CSU drin stand und für viele wohl immer noch drinsteht. Aber inzwischen hat sich doch vieles davon marginalisiert. Freilich darf man nicht daran denken, wie viele Millionen und Milliarden Euro damit regelrecht in den Wind geschossen worden sind. Ich glaube, alleine der Bauzaun in Wackersdorf hat an die 20 Millionen Mark gekostet damals. Und der gehörte ja nur zu den geringsten Ausgaben bei diesem Gott sei Dank gescheiterten Großprojekt. Man hätte dieses viele Geld damals schon in viel sinnvollere Projekte stecken können, in eine Entwicklung, die besser, weil zukunftsreicher und nachhaltiger gewesen wäre. Eigentlich war das nämlich damals alles schon klar. Ich persönlich war und bin niemand, der nur gegen etwas ist. Für mich war immer wichtig zu sehen: Wo ist eine Alternative?

Schmid: Sie haben ja auch einmal gesagt, dass Sie die Volksmusik, den Dialekt und die Heimat nicht nur der CSU überlassen wollen. Ist es denn auch leichter, den Leuten auf dem Land etwas im Dialekt zu sagen, weil man selbst aus der Gegend kommt?

Well: Das ist bestimmt so. Wir hatten halt den "Vorteil", dass wir die Sprache und die Lieder von den Menschen hatten. Irgendjemand hat einmal geschrieben: "Die Musik läuft den Menschen in die Ohren wie das Bier in die Kehle." Da ist schon was dran gewesen. Ich glaube, wir waren immer authentisch. Ich habe mich als authentisch darstellen müssen, weil man einfach gemacht hat, wozu man Lust hatte und was man als richtig empfunden hat. Wir haben nie einen Persönlichkeitsdesigner gebraucht oder einen Manager, der uns gesagt hätte: "Macht doch mal in dieser bestimmten Richtung was. Das wäre interessant, da bekommt ihr mehr Publikum." Das hat uns nie gejuckt, mir war das, ehrlich gesagt, immer vollkommen wurscht. Ob wir damit Geld verdienen oder nicht, war uns egal. Man hat, wenn man Lust dazu hatte, über das, was einen persönlich betroffen hat, eine Nummer gemacht. Ich glaube, das haben die Leute einfach auch gespürt. Selbst wenn wir in einem Bierzelt aufgetreten sind – später waren das ja wirklich große Bierzelte mit einem Fassungsvermögen von 2000 Leuten, in denen wir gespielt haben –, waren die Leute mucksmäuschenstill: Das war wie im Theater.

Schmid: Aber wenn man so großen Erfolg hat, dann verändert sich die eigene ökonomische Situation natürlich schon auch, oder? Verändert sich

dadurch dann auch der Blick? Hat man dadurch nicht das Gefühl, man gehöre nun zum Establishment?

Well:

Was mich betrifft, war es, wie ich glaube, nie so. Weil mir das Geld, obwohl ich früher nie welches gehabt habe, immer völlig egal war. Vielleicht kommt das aber auch aus unserer Kindheit: Wir haben dadurch ja gesehen, dass man nicht weiß, was Gott für Reichtümer braucht. Wenn ich je Geld angehäuft habe, dann eher dadurch, dass ich alte Häuser hergerichtet habe. Ich wohne selbst in einem denkmalgeschützten Bauernhaus, das 400 Jahre alt ist und das ich hergerichtet habe – auch mit manchen von den Geschwistern, die mir geholfen haben. Ich habe insgesamt in meinem Leben sieben Häuser renoviert, sieben denkmalgeschützte Häuser, die schon lange abgerissen wären, wenn sie nicht geschützt gewesen wären. Dadurch habe ich mir immer etwas zusammengespart. Aber ansonsten hat das meinen Blick nicht verengt oder verändert. Ich hatte nie das Gefühl, dass ich jetzt auf einmal Steuerhinterziehung in der Schweiz als gut empfinden würde. Im Gegenteil, das Zahlen von Steuern empfinde ich nach wie vor als sinnvoll, weil ich dadurch ja auch Vorteile habe: Meine Kinder können in die Schule gehen, man hat ein öffentliches Verkehrssystem, über das man sich, wenn man S-Bahn-Fahrer ist, zwar oft aufregen kann, das aber im Großen und Ganzen doch funktioniert. In einem Staat ein Sozialwesen und ein Bildungswesen zu haben, ist ein hohes Gut. Dafür zahle ich gerne Steuern. Für was ich nicht gerne Steuern bezahlt habe, waren die Investitionen in die Atomkraft oder in den Straßenbau. Die Isental-Autobahn halte ich nach wie vor für eine unglaubliche Dummheit und Blödsinn. Aber mein Gott, solche Niederlagen wie diesen nun begonnenen Autobahnbau muss man halt immer wieder einmal einstecken. Mein Blick hat sich jedenfalls durch meine bessere finanzielle Situation nicht verändert.

Schmid:

Ein Stück mit der "Biermösl Blosn" an den Münchner Kammerspielen hieß ja "Diridari", in dem es ums Geld ging. Weitere Stücke an den Kammerspielen hießen "München leuchtet", "Tschurangrati": Das waren alles sehr, sehr erfolgreiche Stücke und die Leute standen damals stundenlang an, um Karten dafür zu ergattern. Manche haben sogar die ganze Nacht vor der Vorverkaufsstelle campiert. Wie hat sich denn das erste Stück dort ergeben? Das war eigentlich vor allem ein glücklicher Zufall, oder?

Well:

Ja, das war ein sehr glücklicher Zufall. Es war so, dass der Gerhard Polt damals unter der Regie von Hanns Christian Müller im Werkraum der Kammerspielen zusammen mit der Gisela Schneeberger das Stück "Kehraus" gemacht hat. – Daraus ist dann später ja auch ein Kinofilm geworden. – Gerhard Polt bekam damals jedenfalls von Dieter Dorn das Angebot, ein weiteres Stück zu machen. Gerhard sagte zu und der Regisseur war wieder der Hanns Christian Müller. Auch bei der Gisela Schneeberger war klar, dass sie mitspielen wird. Der Gerhard hat dann uns, den Dieter Hildebrandt und den Otto Grünmandl gefragt, ob wir auch mitmachen wollen. Das war dann die Revue "München leuchtet". Ich glaube, das war etwas, was man bis dahin in München nicht gekannt hat: Das war eine musikalische Revue, die richtig eingeschlagen hat. Viele Besucher kannten uns überhaupt nicht, hatten noch nie unseren

Namen gehört – vor allem in dieser etablierten Münchner Theaterszene. Die Kammerstücke waren ja nicht irgendwas, sondern das war wirklich Hochkultur. Und da sind dann auf einmal solche Gratler wie wir aufgetaucht. "Gratler" waren wir deswegen, weil die Leute, die von den Kleinkunsthöfen gekommen sind, in dieser sogenannten Hochkultur eigentlich keinen Stellenwert hatten. Aber auf einmal sind wir da in den Kammerstücken aufgetaucht und das Publikum war begeistert. Selbst ein Mann wie Joachim Kaiser hat eine Kritik darüber geschrieben! Das, was sie da in den Kammerstücken erlebt haben, war für viele Menschen schon eine Begegnung der dritten Art.

Schmid: Dieter Dorn ist da schon ein Wagnis eingegangen, als er dieses Neuland betreten hat.

Well: Ja, dieses Wagnis ist er eingegangen und dieses Wagnis hat sich für ihn voll rentiert, denn ich glaube, wir haben die Besucherzahlen in seinem Theater gewaltig nach oben gedrückt. Es gab tatsächlich nie eine Vorstellung, die nicht ausverkauft gewesen wäre.

Schmid: Hat sich denn Ihre Mutter, als Sie dann so berühmt geworden sind, mit Ihrer Art der Volksmusik versöhnt?

Well: Ich kann meine Mutter inzwischen wirklich sehr gut verstehen. Damals war das, was wir da zu dritt gemacht haben, für sie zuerst einmal eine Bedrohung der Familienmusik. Ich war dabei halt der Ältere, derjenige, der die Texte gemacht hat, der damals noch sehr stark alleine für die Inhalte stand: Aus dem Grund war ich für meine Mutter halt der Spaltpilz. Das hat auch gestimmt, denn ab diesem Zeitpunkt hat sich in unserer Familie etwas anderes gegründet. Meine Schwestern sind zehn Jahre später als die "Wellküren" nachgekommen. Ich habe ihnen in ihrer Anfangszeit immer Texte von mir gegeben oder für sie geschrieben. Die ersten Programme meiner Schwestern waren eigentlich Programme von mir. Für meine Mutter war ich damals jedenfalls eine Bedrohung: Ich war eine Bedrohung für das, was sie über so viele Jahre hinweg mit der Familie gemacht hatte. Ich kann das, wie gesagt, sehr gut verstehen. Dass sie mich damals als den "Hauptbedroher" gesehen hat, ist klar: Das war ich ja auch.

Schmid: Aber später war sie dann doch auch sehr stolz, oder?

Well: Später ist sie dann immer in der ersten Reihe gesessen, wenn wir am Theater Premiere gehabt haben. Ich glaube schon, dass sie da sehr stolz auf uns war. Das ist sie immer noch.

Schmid: Interessant ist ja auch, dass die Geschwister in unterschiedlichen Formationen Musik gemacht haben. Sie haben ja auch mal in einer WG mit den Geschwistern gelebt. Das heißt, man ist nie so ganz losgekommen voneinander.

Well: Eigentlich ist der Bezug gerade in so einer Großfamilie so stark, dass man ihn wohl nie verlieren wird. Man leidet dann aber auch sehr stark, wenn es irgendwelche Zerwürfnisse gibt – und diese gibt es nach wie vor. Ich glaube, der Streit untereinander war eigentlich von Anfang an sehr wichtig: Der war alleine schon aus Selbstbehauptungsgründen in so einer großen Familie wichtig. Ich habe mich auch mit meinen Brüdern Stoffel und Michael sehr gefetzt: Da hat es immer wieder richtig starke

Auseinandersetzungen gegeben, aber das hat einfach mit dazu gehört. Ich denke, es ist nach wie vor so in unserer Familie, dass man aneinander leidet und dass man sich gleichzeitig dazugehörig und angezogen fühlt. Ja, es stimmt, was Sie gesagt haben. Es hat eine Tanzmusi gegeben, es hat von den älteren Schwestern einen Dirndlgesang bzw. einen Madlgsang gegeben, wie ihn mein Vater immer genannt hat, es hat einen Kindergesang gegeben, eine Stubenmusik usw. Diese Gruppen waren z. T. richtig gut: In diesen Gruppen haben wir einfach das Handwerkszeug gelernt für das, was wir dann später auf der Bühne gemacht haben. Das haben wir dann dort unglaublich gut einsetzen können. Vor allem der dramaturgische Blick von unserem Vater hat uns geholfen dabei, denn er hatte ein sehr gutes Gespür dafür. Ich glaube, er hatte schon mit 14 Jahren an diesem Internat in Scheyern Dramen geschrieben. Seine Kinder haben das dann alle auch mit auf ihren Lebensweg bekommen. Stofferl, Michael und ich haben als "Biermösl Blosn" für unsere Auftritte mit dem Gerhard Polt immer die Programme gemacht: Der Gerhard hat sich da widerstandslos gefügt, weil er gemerkt hat, dass das vom Dramaturgischen her Hand und Fuß hat.

Schmid: Sie sind ja nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland und sogar weltweit unterwegs gewesen – öfter auch mal auf Einladung des Goethe-Instituts. Wie haben Sie denn die Leute woanders verstanden?

Well: Als wir in Südkorea aufgetreten sind, war es natürlich schon so, dass wir die Lieder, die wir gemacht haben, auf Hochdeutsch gesungen haben – damit sie übersetzt werden konnten. Auf einer großen Leinwand hinter uns stand dann nämlich immer die koreanische Übersetzung der Lieder, die wir gerade gesungen haben. Aber es waren bei diesen Veranstaltungen auch immer sehr viele Sprachstudenten dieser Goethe-Institute da, die ohnehin ein bisschen Deutsch konnten. Und ansonsten haben wir bei diesen Auftritten halt vor allem Musik gemacht: Die eine Hälfte bestand aus reiner Instrumentalmusik und nur die andere Hälfte aus Liedern. Die Lieder handelten dann natürlich von Themen, mit denen die Menschen dort etwas anfangen konnten. Wir haben z. B. mal eine Dixie-Nummer über den "Baby-Benz" gemacht. Das heißt, wir haben schon sehr darauf geachtet, dass wir bei solchen Auftritten Lieder mit hochdeutschen Texten gesungen haben, damit die Leute eine Chance hatten, etwas zu verstehen.

Schmid: Heute spielen Sie ja in anderen Formationen mit anderen Musikern selbstverständlich weiter. Sie treten auch mit Ihren eigenen Kindern zusammen auf. Würden Sie sagen, dass dieses Loslassen nun auch dazu geführt hat, dass Sie jetzt neue Dinge erfahren, etwas ganz anderes erleben können, dass Sie auch froh sein können über neue Entwicklungen, die sich ergeben?

Well: Es ist einfach so gewesen, dass die letzten fünf Jahre bei uns als "Biermösl Blosn" im Hinblick auf das Künstlerische und auf die Weiterentwicklung sozusagen tot waren: Meine Brüder wollten einfach keinen Druck mehr haben. Ich kann das wirklich verstehen und das ist ja auch nichts Ehrenrühriges. Wenn man 35 bzw. 30 Jahre lang auf diese Weise zusammenspielt, dann kann ich schon verstehen, dass meine Brüder irgendwann das Gefühl hatten: "Wir wollen von jetzt an weniger

Stress haben! Jetzt wollen wir uns nicht mehr permanent zu Proben treffen, um zu schauen, dass wir neue Lieder machen und die dann einüben." Das ist nachvollziehbar.

Schmid: Und Sie selbst können jetzt neue Wege einschlagen.

Well: Ja, ich kann das jetzt anders machen. Die Stagnation ist vorbei und ich habe ein vollkommen neues Programm geschrieben, das ich mit der Monika Drasch und dem Michael von Mücke und jetzt hauptsächlich mit meinen erwachsenen Kindern spiele. Leider geht von denen einer noch zur Schule, aber das ändert sich hoffentlich bald. Ja, es gibt ein Leben nach der "Biermösl Blosn", Gott sei Dank! Und das macht mir sehr viel Spaß. Die "Augsburger Allgemeine" hat dazu einen wunderschönen Satz geschrieben, der auch am Schluss meines Buchs zitiert wird. Sie hat geschrieben, dass meine Kinder "frischen Wind in alte Segel blasen". Dieses alte Segel, das ich bin, lebt dadurch wieder sehr auf.

Schmid: Dann wünsche ich Ihnen alles Gute auf diesen neuen Wegen. Es war sehr schön, dass Sie bei uns waren.

Well: Dankeschön auch Ihnen.

Schmid: Ich danke auch für Ihr Interesse zu Hause, auf Wiedersehen bis zum nächsten Mal.